Philipp Dreesen

10. Sprachrichtigkeit und Sprachlogik: Von der ‚reinen' Sprache zum ‚klaren' Gedanken

Abstract: Dieses Kapitel umreißt die Entstehung von öffentlichen Sprachurteilen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zu deren Etablierung während der Befreiungskriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dieser lange Zeitraum umfasst sowohl den Beginn der Reflexionen über die deutsche Sprache auf Deutsch wie auch die in Urteilen implizit und explizit erwähnten unterschiedlichen Funktionalisierungen der Sprache, z. B. als Mittel der Erkenntnis oder zur Verwirklichung politischer Ideale. Kernaussage des Kapitels ist, dass die schriftlich tradierten Ideale der ‚reinen Sprache' und der ‚klaren Sprache' sich von den Sprachgesellschaften des Barock über die Aufklärung bis zum (Sprach-)Nationalismus in Deutschland in einem Punkt verändern: Die ‚Reinheit der Sprache' ist ein früher Versuch der v. a. sprachstrukturellen, diachronen Begründung der Ursprünglichkeit des Deutschen, während die ‚Klarheit der Sprache' wesentlich stärker die kommunikative und damit gesellschaftliche Funktion der Sprache im Blick hat.

1 Einleitung
2 ‚Öffentlichkeit' und ‚Urteil' in diachroner Perspektive
3 Antike Grundfragen und Grundlage
4 ‚Reinheit': Mythos und Ethos
5 ‚Klarheit': Denken und Ausdrücken
6 Ausblick: Kontinuitäten und Diskontinuitäten
7 Literatur

1 Einleitung

Urteile über die Sprache und den Sprachgebrauch sind ein wesentlicher, konstitutiver Teil der Sprachgeschichte. Oskar Reichmann (1998, 1–2) unterscheidet mit Bezug auf die Sprachgeschichte a) die sprachsystemische „Objektebene", b) die „Idee von Sprachgeschichte" (erste Metaebene) und c) die „Verwirklichung von Sprachgeschichte" (ebenfalls erste Metaebene). Die (b) Idee von Sprachgeschichte beruht auf der (a) zeitlichen Linearität von Sprache, während die (c) Verwirklichung von Sprachgeschichte die v. a. wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sprache meint, die in der reflektierten Verbindung von (a) und (b) besteht (vgl. Reichmann 1998, 1–2). Sprachurteile finden sich in (b) und (c) in unterschiedlichen Formen und Funktionen.

https://doi.org/10.1515/9783110296150-011

Dabei sind Urteile nicht nur Ausgangspunkt oder Ergebnis von Debatten über unterschiedliche Sprachideale in Gesellschaft, Staat und Wissenschaft; es handelt sich bei Sprachurteilen vielmehr um eine gegenstandsbezogen-funktionale Kategorie, die sowohl explizit wertende wie auch weniger wertende Aussagen über Sprache und ihren Gebrauch umfasst. Intensive Reflexionen, normative Aussagen sowie Urteile im engeren Sinne über Sprache sind eingebettet in vorausgegangene Auseinandersetzungen mit dominanten und z. T. kontroversen Denkweisen. Diskursive Prozesse bringen bestimmte Sprachbegriffe und Auffassungen über Sprache überhaupt erst hervor (vgl. den Beitrag von Spitzmüller in diesem Band). Die heutige Trennung in eine ‚professionelle' und eine ‚nicht-professionelle' Auseinandersetzung mit Sprache muss dabei als historische Entwicklung begriffen werden (vgl. Schiewe 2003).

Ferner ist bei der sprachgeschichtlichen Annäherung an Sprachurteile in besonderer Weise zu berücksichtigen, dass die Sprachbegriffe durch Außersprachliches wie z. B. politische Ereignisse, Herrschaftspraktiken (Zensur), kulturelle Werte, religiöse Dogmen, technisch-mediale Neuerungen und wissenschaftliche Entdeckungen geprägt sind und sich unterschiedlich schnell und stark wandeln. Da auch der Sprachwandel unter etwa sprachstrukturellen, medialen oder regionalen Gesichtspunkten unterschiedlich tiefgreifend und rasch verläuft, ist bei der Untersuchung von Sprachurteilen zwischen (a) der Sprachstruktur und der (wertenden) Konstruktion der Sprache bei (b) und (c) in der oben genannten Perspektive zu differenzieren.

Im Folgenden wird exemplarisch gezeigt, dass Urteile über Sprache von Kontinuitäten und Diskontinuitäten geprägt sind. Konkretisiert wird dies am Wandel vom Topos der ‚Reinheit der Sprache' Mitte des 17. Jahrhunderts zum Topos der ‚klaren Sprache' zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dieser Wandel lässt sich anhand der Adjektive *rein* und *klar* sowie deren Derivationen zur Charakterisierung der deutschen Sprache bzw. zur Forderung an den Sprachgebrauch des Deutschen erkennen. Neben dieser wortorientierten Rekonstruktion werden Sprachurteile rekonstruiert, die Prämissen oder Implikationen von Sprachidealen der ‚Reinheit' oder ‚Klarheit' enthalten. Die Darstellung beginnt um 1650, weil zu diesem Zeitpunkt die expliziten (positiven) Urteile über die deutsche Sprache auf Deutsch gefällt werden und es zu einer v. a. argumentativ und performativ wirkmächtigen Verschränkung von Medium und Gegenstand kommt (vgl. dazu Stukenbrock 2007, 214–216). Mit Beginn des 18. Jahrhunderts kann zudem von der Vorbereitung zur Herstellung von Öffentlichkeit gesprochen werden, die durch die verstärkte Hervorhebung einer gemeinsamen Sprache, z. B. durch die Bildung von Rezipierendengruppen vor sich geht: Ab 1600 nimmt die Zahl der deutschsprachigen Periodika stark zu, wodurch (neben der Verbreitung durch die Lutherbibel) das Meißnische als einheitliche Varietäten des geschriebenen Deutsch gestärkt wird; auf die v. a. ökonomisch bedingte gemeinsame Rezeption von Nachrichtenblättern folgen ab 1750 verstärkt deutschsprachige Buch- und Zeitschriftenproduktionen (vgl. Polenz 1994, 16, 34–36) und die Institutionalisierung des Lesepublikums (vgl. Dann 1981, 23–24). Das Kapitel endet mit der Radikalisierung bereits bestehender Sprachurteile in der Öffentlichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wäh-

rend zugleich die Germanischen Philologien an deutschen Universitäten entstehen und sich professionalisieren.

Diese lange Zeitspanne umfasst sowohl die ‚Spracharbeit' der kulturpatriotischen Vereine des Barock wie auch den Sprachrationalismus der Aufklärung und den Sprachnationalismus während der Französischen Besatzung Preußens. Sprachhistorisch ist diese Zeit von großer Bedeutung, weil sich vor dem Hintergrund der politischen, sozialen und kulturellen Wandlungsprozesse mehrere nachwirkende Entwicklungen vollzogen: Ausbildung des Hochdeutschen als Leitvarietät, Normierung der Sprache (vgl. Faulstich 2008), Reflexion über identitätsstiftende Gemeinschaftskonstruktion (vgl. Stukenbrock 2005) sowie stete Vergrößerung des Bücher- und Periodikamarktes. Viele heutige normative Standpunkte in öffentlichen Diskussionen um die deutsche Sprache greifen Sprachideale des behandelten Zeitraums auf, wodurch diese sich rückwirkend als wirkmächtig erweisen.

2 ‚Öffentlichkeit' und ‚Urteil' in diachroner Perspektive

Über ‚Öffentlichkeit' in zurückliegenden Zeiten zu sprechen ist aus mindestens zwei Gründen schwierig. (1) ‚Öffentlichkeit' ist ein historisches Konzept, dass es in unserem heutigen Verständnis erst seit der Entstehung des Bürgertums im 18. Jahrhundert gibt (vgl. Habermas 1990, 80–85) und seit damals v. a. auch sprachlich bedingt tiefgreifende Wandelungsprozesse durchlaufen hat (vgl. dazu und zum Folgenden Schiewe 2004; vgl. auch den Beitrag von Bock/Antos in diesem Band). Ein Problem der Untersuchung öffentlicher Sprachurteile früherer Zeit besteht darin, von diesem modernen, normativen Öffentlichkeitsbegriff geprägt zu sein. Dieser ist, theoretisch reflektiert, in der Untersuchung in ein erkenntnisförderndes Spannungsverhältnis mit früheren Formen von Öffentlichkeit und Öffentlichkeitsverständnissen zu setzen. Linguistisch betrachtet wird eine meinungsbildende Öffentlichkeit durch eine bestimmte Art des Sprachgebrauchs erst hervorgebracht (vgl. Jochmann 1828, 120–121).

(2) Eine vergangene Öffentlichkeit kann nur mittelbar rekonstruiert werden. Der Zugang geschieht zwangsläufig über die (Re-)Konstruktion von Öffentlichkeit auf der Grundlage von überlieferten Quellen. Diese Quellen sind hinsichtlich ihres Status als möglicher Teil von Öffentlichkeit (z. B. Kommunikationsbereich, Rezipierendenkreis) und als Funktion zur Herstellung von Öffentlichkeit (Textfunktionen) zu untersuchen.

Diachrone Untersuchungen zu Urteilen erfordern neben einem Verständnis von den konkreten Bedingungen der Sagbarkeit (vgl. Foucault [1968] 2001, 869) ein theoretisches Verständnis für die Überlieferungsgeschichte der Urteile. Anders als z. B. Urkunden werden textliche Sprachurteile (z. B. Vereinssatzungen, Stillehren, vgl. Gardt 1994, 3–5) vermutlich seltener als ‚bewahrenswert' eingestuft. Deshalb hat

Kilian (2002, 144–154) ausdrücklich auf die Berücksichtigung interessegeleiteter Einstufungen von sprachreflexiven Texten als ‚Überreste' oder als ‚Performanzarchive' und die daraus resultierenden Schwierigkeiten für die Sprachgeschichtsschreibung hingewiesen.

Zum Verständnis von öffentlichen Sprachurteilen im 17. und 18. Jahrhundert ist von herausragender Bedeutung, dass das Zeitalter der (Spät-)Aufklärung auch das Zeitalter der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit ist. Ferner setzt sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Deutsch als Wissenschaftssprache durch, wodurch es zur Nationalisierung und Funktionsveränderung (u. a. Übernahme gesamtgesellschaftlicher Aufgaben) der Universitäten kommt (vgl. Schiewe 1996, 277–280). Der gesellschaftliche Austausch nimmt dadurch einerseits zu, andererseits wird durch die universitäre Professionalisierung die Trennung in ‚wissenschaftliche' und ‚nichtwissenschaftliche' Sprachurteile institutionell fixiert.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass vergangene Urteile über Sprache unser heutiges Wissen über Sprachurteile prägen, da wir uns (trotz Diskontinuitäten) innerhalb des mehr oder weniger selben Diskurses bewegen; andersherum prägt unser Urteil über Sprache die Wahrnehmung früherer Beurteilungen von Sprache, z. B. aufgrund unseres jeweils eigenen Sprachbegriffs.

3 Antike Grundfragen und Grundlage

‚Reinheit' und ‚Klarheit' gehen in zwei wesentlichen Punkten auf die Antike zurück. Der erste, sprachphilosophische Punkt behandelt die Frage, inwiefern eine Sprache als Verbindung von Ausdruck und Inhalt überhaupt ‚rein' oder ‚klar' sein kann (3.1). Die Quelle normativer Vorstellungen von ‚Klarheit' der Sprache ist die Rhetorik (3.2).

3.1 Kratylos und die Folgen: Die Fragen der ‚Richtigkeit' der Wörter

In Platons *Kratylos*-Dialog (ca. 390–370 v. Chr.) wird die Frage erörtert, ob die Namen der Dinge ‚der Natur nach' oder ‚der Übereinkunft nach' richtig sind. Während Kratylos die Meinung vertritt, „es gebe eine für jedes Ding eine ihm von Natur zukommende Richtigkeit der Benennung", meint sein Dialogpartner Hermogenes:

> Denn mir scheint, welchen Namen jemand einem Ding beilegt, der ist auch der richtige [...]. Denn nicht von Natur aus existiert für jedes Ding ein Name, sondern durch Brauch und Gewohnheit der Gewohnheitsstifter und Sprecher. (Platon [1974] 384c–d)

Die erste Position, die Kratylos vertritt, wird als *Physei-These* (auch *Physis-These* genannt, nach φύσις ‚Natur') bezeichnet, die zweite, die Hermogenes propagiert, als *Nomos-These* (nach νόμος ‚Gesetz'). Festzustellen ist zunächst, dass *ónoma* nicht nur ‚Name', sondern allgemein ‚Wort' und ‚sprachliche Bezeichnung' bedeuten kann (vgl.

Kraus 1996, 19f.). Zur Diskussion stehen die beiden Arten der Relation von Ausdruck und Inhalt: naturgegebene Richtigkeit oder Willkür. Je nach Annahme entscheidet es sich, ob und wie mittels Sprache Wahrheit ermittelt werden kann (vgl. Platon, 385b–391b). Die Möglichkeit der Wahrheitsfindung mittels Sprache wird sowohl unter dem Aspekt der Wahrheitsfähigkeit isolierter Einzelwörter als auch mit Blick auf den Gebrauch erörtert (vgl. Keller 1995, 26–35). Eine Erkenntnis im Dialog ist, dass eine Bezeichnung den Gegenstand nicht verdoppelt, sondern lediglich nachbildet, weil ansonsten kein Unterschied mehr zwischen Wort und Gegenstand bestände (vgl. Platon [1974], 432d); deswegen sei neben Teilen der Physei-These auch die Nomos-These ansatzweise richtig, die die Konventionalität der Bezeichnung behauptet (vgl. ebd., 434e–435c).

Das Problem der ‚Richtigkeit' der Benennung der Gegenstände und die Frage, in welcher Beziehung Universalien (Ideen) und Gegenstände stehen, wurden auch von Aristoteles nicht gelöst bzw. beantwortet. In der mittelalterlichen Metaphysik wurde dieses so genannte ‚Res-verba-Problem' (Sache-Wort-Problem) auch aufgrund der kirchlichen Gewalt als Universalienstreit zu einer der zentralen erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen:

> Der extreme Begriffsrealismus hält platonisch daran fest, daß die Universalien vor den Einzeldingen da sind (*universalia ante res*). Der extreme Nominalismus setzt dagegen: Die Universalien sind nach den Dingen und nur aus ihnen gedanklich abstrahiert (*universaliea post res*). Und der vermittelnde Standpunkt eines gemäßigten Realismus sagt aristotelisch: Den Universalien entspricht etwas Wirkliches in den Dingen (*universalia in rebus*). (Geier 1989, 124; Herv. i. Orig.)

Während im *Kratylos* die genealogische Frage nach dem Ursprung der Sprache so gut wie keine Rolle spielt (vgl. die Figur des „Gesetzgebers", Platon [1974], 388e), wird diese Frage für die christlich geprägte Wissenschaft Europas zentral (vgl. Abschnitt 4 unten; Kaczmarek 1988).

3.2 Rhetorik: ‚Klarheit' und weitere Rede-Ideale

In der Systematik der antiken Rhetorik, v. a. der Quintilians, wird Sprache primär funktional behandelt. Die *elocutio*, das ‚Einkleiden der Gedanken in Worte' (vgl. Ueding/Steinbrink 2011, 218), behandelt die in der Rede verwendeten Wörter (*verba*). Die elocutio ist unterteilt in die (1) Angemessenheit (*aptum*), (2) die Sprachrichtigkeit (*puritas*) und die (3) Deutlichkeit (*perspicuitas*). Zu (1):

> Das aptum regelt vor allem das Verhältnis der in der inventio [der Stofffindung, Ph. D.] gefundenen Gedanken (res) zu ihrer sprachlichen Verwirklichung (durch verba). (Ueding/Steinbrink 2011, 223)

Die Klarheit verbindet das ‚innere aptum', das sowohl die sprachliche Darstellung der Gedanken/der Sachen als auch der Teile der Rede untereinander meint, mit dem

‚äußeren aptum', das das Verhältnis zwischen Rede, Redner und Gegebenheit (Publikum, Ort etc.) umfasst (ebd.). Zu (2): Die puritas ist die Regel der grammatischen Richtigkeit, die sich u. a. aus der ratio (Sprachgesetz) herleitet. Zu (3): Cicero ([2003] 2, 56) erläutert das Ideal der perspicuitas mit einem Redestil, der „so prägnant und konzentriert [ist], daß man nicht recht weiß, ob der Inhalt durch den Ausdruck oder ob die Formulierung durch den Gedanken deutlich wird". Die perspicuitas bezieht sich auf die Deutlichkeit der Einzelwörter und auf die Syntax.

Die Schriften v. a. der römischen Rhetoriker wurden im Mittelalter unterschiedlich sorgsam überliefert und intensiv rezipiert. Wurde v. a. der Hellenismus zunächst abgelehnt, setzte man sich nach der Verfestigung des Christentums ab dem 4. Jahrhundert stärker mit der antiken Rhetorik auseinander. Augustinus forderte, sich auf Cicero beziehend, die Klarheit der christlichen Rede (vgl. Ueding/Steinbrink 2011, 54). Durch Gewichtung einzelner Funktionen wurde die Rhetorik in Klöstern und im schulischen Trivium den jeweiligen Zwecken angepasst (vgl. Knape 2009, 56–57). Mit der Renaissance, befördert vom Buchdruck, erhielt die Rhetorik einen wesentlich höheren Stellenwert. Zusammenfassend stellt Faulstich (2008, 538) fest, dass weniger von einer Kontinuität der rhetorischen Prinzipien bis in das 18. Jahrhundert die Rede sein kann, wohl aber „von einer Reaktualisierung tradierter Kategorien im Kontext bürgerlicher Bedürfnisse und Anforderungen an eine überregionale und überständische Kommunikation". Erhalten hat sich die v. a. explizit normative Bestimmung der Klarheit der Gedanken im Sprachgebrauch (vgl. Abschnitt 5 unten).

4 ‚Reinheit': Mythos und Ethos

Ende des 16. Jahrhunderts stellte sich die Situation für die deutsche Sprache wie folgt dar: In der Gesellschaft wurden verschiedene deutsche Dialekte gesprochen, während bereits seit der Frühen Neuzeit z. B. Gebrauchstexte der lateinunkundigen Handwerker in überregional verständlicher deutscher Sprache verfasst waren. Offizielle Reichssprachen waren Deutsch und Latein, letztere fest verankert durch die Geltung des Römischen Rechts; auch die Sprache der Universitäten war Latein. Der Adel und die ständeüberschreitende, v. a. aus der Beamtenschaft entstehende Funktionselite gebrauchte Deutsch, Latein, Italienisch, Spanisch und ab ca. 1650 verstärkt das Französische vor allem zur Praktik der *conversation* (sog. *alamode*-Sprachgebrauch). Abhängig u. a. von Beruf, Stand, Bildung und Geschlecht wurden erworbene Sprachkompetenzen domänenspezifisch aus Gründen der sozialen Prägung und des Prestige miteinander verschränkt. Statt von einer vorherrschenden, in unserer Vorstellung prototypischen ‚Mehrsprachigkeit' von großen Teilen der Gesellschaft ist in dieser Zeit eher von situativ eingesetztem Deutsch mit fremdsprachigen Lexemen und Phrasemen durch bestimmte Bevölkerungsgruppen auszugehen (vgl. Polenz 1994, 67). Obwohl die unterschiedlichen domänen- und registergebunden Kommunikate sozial distinktiv wirkten, kann von einem kommunikativen Defizit nicht die Rede sein: „Bis

ca. 1700 haben wir im Deutschen eine um Verständlichkeit bemühte Sprechweise, die durchaus allen Bedürfnissen genügen kann“ (Knoop 1987, 23). Vor diesem soziokommunikativen Hintergrund sind die nachfolgenden kulturpatriotischen Aktivitäten zu verstehen: Die skizzierten Bedrohungsszenarien der deutschen Sprache und Kultur evozierten entsprechende Emotionen mit dem Ziel, das Deutsche stärker als vollgültige Sprache ins Bewusstsein zu bringen. Adressaten dieser normativen Programme waren die deutschen Fürsten, wodurch diese Aktivitäten tendenziell auch kontrakaiserlich zu bewerten sind, da sie sich gegen die Dominanz des Lateinischen wandten (vgl. dazu Huber 1984, 250 ff.).

Das Ideal der sprachlichen Reinheit findet sich im deutschsprachigen sprachreflexiven Diskurs früher als das Ideal der sprachlichen Klarheit. Dies kann anhand der frühen Verwendung des Lexems *rein* belegt werden, das eingebettet ist in die vorherrschende Auffassung von Kontinuität, Epistemologie und (nationaler) Kulturgemeinschaft. Im Folgenden wird die Verlagerung der ‚Reinheit‘ vom Mythos zum Ethos (vgl. ähnlich Weinrich 1985, 148) nachgezeichnet.

4.1 Reinheit, Ursprung und Epistemologie

Eine der Grundfragen des 17. Jahrhunderts war die Motiviertheit sprachlicher Zeichen, wobei diese v. a. unter dem „sprachlegitimatorischen Aspekt“ verhandelt wurde (vgl. Hundt 1995, 32): Die Frage nach dem Ursprung, dem Alter sowie der Kultur- und Erkenntnisleistung des Deutschen wurde zur Legitimation und Etablierung der eigenen Sprache zunächst mit dem Anspruch der ‚Gleichwertigkeit‘ benutzt. Markus Hundt (1995) erfasst u. a. dieses Bestreben mit dem Konzept ‚Spracharbeit‘, das die Erschließung, Anwendung und Ausschöpfung des Potenzials der eigenen Sprache umfasst. Die als *Sprachgesellschaften* bezeichneten kulturpatriotischen Vereinigungen des 17. Jahrhunderts haben gemeinsam, dass sie einer konstruierten homogenen deutschen Sprache einen besonderen Stellenwert zusprechen und dabei aus heutiger Sicht Grundzüge nationalen Denkens aufweisen. Sowohl in der Deutschgesinnten Genossenschaft wie auch in der Fruchtbringenden Gesellschaft kommt dem Topos der ‚Reinheit‘ des Deutschen zentrale Bedeutung zu. Die Aktivitäten richteten sich gegen die Wörter lateinischen und griechischen Ursprungs sowie später gegen die Zunahme des Französischen in der höfischen Sprache. Ein weiteres Betätigungsfeld war die Normierung der Orthografie, z. B. in Christian Gueintz’ *Die deutsche Rechtschreibung* (1645).

Die ‚Reinheit der deutschen Sprache‘ wird unterschiedlich ausgedrückt und offenbart unterschiedliche Vorstellungen. Carl Gustav von Hille (1590–1647), Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, attribuiert *Teutsch* mit *rein* als *rein Teutsch* (vgl. Hille 1647, 7), wenig später wird *Reinlichkeit* mit einem Adjektivattribut zur *Teutsche[n] Reinlichkeit* (vgl. ebd.), womit eine Eigenschaft oder Tugend des Deutschseins ausgedrückt wird. In den Texten wird mittels semantischer Gegensätze zunächst unein-

heitlich konstatiert, dass die deutsche Sprache durch ‚Verunreinigung' bedroht werde, dass sie bereits ‚verunreinigt' sei bzw. dass ihr die ‚Reinheit' genommen worden sei oder sie aktuell ‚verunreinigt' werde. Hille lobt das Deutsche mit dem Attribut *rein*: „*Halt / behalt die Muttersprach / die so rein und züchtig. Und zu allen Sinnbegreiff herrlich / reich und tüchtig*" (ebd., 13). Gesteigert und im Sinne des Bedrohungsszenarios weitaus verletzlicher wird das Deutsche dargestellt, wenn es mit dem kontradiktorischen Antonym *jungfräulich – nichtjungfräulich* konzeptualisiert wird. Philipp von Zesen (1619–1689) stellt mit dieser Kontradiktion die Besonderheit des Deutschen gegenüber anderen Sprachen heraus:

> Sie [die deutsche Sprache; Ph. D.] hat mitlerweile / da alle ihre Nachbahrinnen sich verunehren und schänden laßen / ein so keusches leben geführet / daß ich dir schwören kan / Sie sei noch itzund eben so eine reine Jungfrau [...] (von Zesen 1669, 42)

Die pleonastische Steigerung *reine Jungfrau/-ferschaft* zeigt die uneinheitliche Beurteilung des Sprachzustands: „Deine reine Jungferschaft / die du stets erhalten / Ist geraubet mit Gewalt / Treu und Zier der Alten." (Hille 1647, 10) ‚Reinheit' ist in dieser Vorstellung gleichzusetzen mit ‚Unberührtheit' und ‚Keuschheit', wobei die stete Bedrohung durch die zudringlichen Fremdsprachen offenbar wird. Die ‚Weiblichkeit der Sprache' kommt auch bei Hilles (ebd., 7) Vergleich des Ersterwerbs des Deutschen mit der Aufnahme der Muttermilch zum Tragen. Durch die Verbindung von Muttersprache und Muttermilch wird ‚Reinheit' zu einem deontischen Hygienebegriff (vgl. Hermanns 1989), die Gesundheitsgefährdung ist offenbar:

> [...] unsere uralte unvollkommene Teutsche Muttersprache / so uns gantz rein in der ersten Milch gleichsam eingetreuffelt / nachmals aber durch fremdes Wortgepräng / wässerig und versaltzen worden [.] (von Zesen 1669, 42)

In der Satzung der Deutschgesinnten Genossenschaft heißt es zu deren Zielen, dass „[...] ja alles eingeschlichene unreine / ungesetzmäßige / und ausheimische abgeschaffet" (ebd., 33) werden solle, wodurch erkennbar wird, wogegen sich das Ideal der Reinheit wendet: Es geht um die Wörter aus den Fremdsprachen, nicht etwa um die ‚unreine Sprache' der niedrigeren Schichten.

Die Verbindung des Reinheitstopos mit dem zeitlichen Verlauf ist für das Verständnis der Sprachurteile des 17. Jahrhunderts zentral (vgl. Roelcke 2000, 162–163). Reinheit, so die Annahme, sei nicht nur eine Eigenschaft der Sprache unter vielen, sondern sie beantworte die Frage nach der Identität des Deutschseins. In der Satzung heißt es:

> Nämlich wir haben unser fürnehmstes absehen auf die *erhaltung / fortpflanzung / und volkomnere auswürkung der reinligkeit unserer edlen Hochdeutschen Sprache* gerichtet : einer solchen Sprache / die von den haupt = stam = und grund-sprachen der welt die einigste ist / welche / nach aller der andern untergange / nur allein / in ihrem gantzen grundwesen / noch rein und unverfälscht geblieben. (von Zesen 1669, 39; Herv. im Original fett)

Die Antwort auf die Frage, wer wir sind, liefert der Mythos (vgl. hierzu und zum Folgenden Assmann 1992, 142). Über eine gemeinsame Sprache lässt sich recht schnell eine kollektive Identität herstellen. Diese kollektive Identität wird stärker, wenn an die gemeinsame Vergangenheit erinnert wird. Entscheidend ist dabei die Konstruktion der Kontinuität von der vergangenen zur aktuellen Gemeinsamkeit. Der Mythos ist ein „Wegerzählen des Schreckens der Kontingenz" (Münkler 1994, 22). Diese Kontinuitätskonstruktion erfolgt mittels Sprache als gemeinsamem Gegenstand (‚Wir sprachen immer deutsch') sowie mittels Medium (die Überlieferung ist auf Deutsch). So ist z. B. Carl Gustav Hilles Argumentation nicht ungewöhnlich für die Zeit ab dem 16. Jahrhundert. Er behauptet zur deutschen Geschichte: „[...] in dem gelobten *Ascanier Land* / der alten Teutschen ersten Ansitz: da allezeit rein Teutsch geredet / und auch zierlichst ausgesprochen worden / genommen [...]" (Hille 1647, 7; Herv. im Original fett). Hille fragt nicht, wie die deutsche Sprache entstanden ist, sondern von wem sie stammt, sodass die Argumentation über Personen aus zu seiner Zeit anerkannten Quellen geführt werden kann. Er bezieht sich auf die Völkertafel, in der die Nachkommen Noahs aufgelistet sind, die sich nach der Sintflut über die Erde ausgebreitet haben: Der erste Sohn Noahs, Japhet, hat einen Sohn namens Gomer, der einen Sohn namens Aschkenas trägt (Mose 10,1). Dieser Aschkenas, latinisiert als Ascena, sei der Stammvater des Fürstentums Anhalt (Haus Anhalt), so Hille. Neben der Bibel wird als weitere Quelle Tacitus (*Germania* 2,2) angeführt, mit dem belegt werden soll, dass Aschkenas, der Urenkel Noahs, mit Tuisto/Tuisko/Tuisco, dem Stammesgründer und Namensgeber (von *diutsc*, ahd. *theodisce*, deutsch) der Deutschen, identisch oder zumindest verwandt ist. Damit ist für Hille die ununterbrochene Kontinuität bewiesen. Das Deutsche erhält durch diesen Mythos eine Sonderstellung – als ‚lebendige' Sprache ist sie göttlichen Ursprungs und hat dank ihrer kontinuierlichen Reinheit eine epistemische Kraft:

> Was nun der Teutschen Sprachen belanget / davon die Geschichtsschreiber / insonderheit *Cornelius Tacitus* und *Johannes Aventinus* ausführlichen geschrieben / so hat dieselbe von unsererm alten Teutschen Stammvater dem *Ascena*, welcher sonsten *Tuisco* genant / und ein Bewohner der Ascanier Lande / das ist / des Fürstenthums Anhalts gewesen / ihren quellreichen Anfang / zu Zeiten der Babylonischen Sprachverwirrung / wie vorhin schon erwehnet / hochlöblichen gewonnen. [...] *Ascenas*, der sonst *Tuiscon* in den Zeitenbüchern heißt / Würde Teutscher Stamen Vater / wie das Gottesbuch ausweist. Japhet / Noæ / ältster Sohn / wie dieselben Schriften melden / Hat den Gomar erst erzeugt / Gomar *Ascenas*, den Helden. Und bey diesem ist geblieben unsre Teutsche Heldensprach / Die Geschlechter seines Stames / haben sie geredet nach. (Hille 1647, 88, 92; Herv. im Original in Antiqua)

Weiter noch geht Georg Philipp Harsdörffer (1607–1658), der davon ausgeht, dass die epistemische Kraft der deutschen Sprache darin liege, ‚richtig und natürlich benennen' zu können, da das Deutsche eine adamitische Sprache (*lingua Adamica*) sei:

> *Die Natur redet in allen Dingen* / *welche ein Getön von sich geben* / *unsere Teutsche Sprache* / und daher haben etliche wähnen wollen / der erste Mensch Adam habe das Geflügel und alle Thier

> auf Erden nicht anderst als mit unseren Worten nennen können / weil er jedes eingeborne selbstlautende Eigenschafft Naturmässig ausgedruket; und ist sich deswegen nicht zu verwundern / daß unsere Stammwörter meisten Theils mit der heiligen Sprache gleichstimmig sind. (Harsdörffer 1644, 14; Herv. im Original fett)

Auf die Verbindung zwischen der Forderung nach Reinheit des Deutschen und der Entscheidungsfrage im *Kratylos*, (vgl. Abschnitt 3.1 oben) weist Schiewe (1998, 63) hin: „Ohne dieses [...] sprachtheoretische Postulat, daß die Wörter ursprünglich motiviert seien, wäre jegliche Sprachreinigung ein unsinniges Unternehmen".

In der organischen Sprachvorstellung werden die Basismorpheme als ‚Stammwörter' bezeichnet. Das Deutsche wird gemeinsam mit dem Hebräischen (vgl. jedoch Stieler 1691, 22), Griechischen, Lateinischen (und z. T. Slawischen, vgl. z. B. Hille 1647, 86) zu den europäischen „Haubtsprachen" gerechnet, d. h. den Ursprungssprachen.

4.2 ‚Grundrichtigkeit' der deutschen Sprache

Ein weiterer Anlass für die kulturpatriotische Beschäftigung mit der Sprache bestand in der Diskussion um die sich konsolidierende Sprachnorm des Deutschen. Entscheidend ist hierbei: Das Meißnische wurde zur Leitvarietät und damit zur deutschen Verkehrssprache, bevor es zu Fragen der Richtigkeit des Sprachgebrauches kam. Die Verständigungsbereitschaft (etwa im Sinne des Grice'schen Kooperationsprinzips (vgl. 1975, 45, 48–49); vgl. dazu den Beitrag von Janich in diesem Band) ging den Versuchen ihrer Normierung voraus (vgl. Knoop 1987, 22). Der Ausweis des ‚kultivierten' Sprechens und Schreibens wurde eine „soziale Notwendigkeit" (Reichmann 1981, 154). Die sprachliche Distinktionsfunktion verlagert sich von der Sprach- und Varietätenwahl zur Beherrschung des verbreiteten Standards. Die nachfolgenden Belege zeigen, dass in den Begründungen zur Richtigkeit zunächst der epistemologische und erst später der sozial-bildungsaffine Aspekt angeführt werden.

Die Partei der Anomalisten (u. a. Christian Gueintz, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen) verfocht eine Orientierung am guten Gebrauch (*usus*) der von der Bildungselite gesprochenen Leitvarietät des Meißnischen: „Für die Zweifelsfälle gilt die Devise ‚Schreibe, wie du sprichst!'" (Hundt 2000, 43). Die Partei der Analogisten (u. a. Justus Georg Schottelius, Georg Philipp Harsdörffer) stellte sich gegen die regionale Varietät und trat stattdessen für ein Hochdeutsch ein, das sich aus der regelhaften Struktur des Deutschen herleiten sollte. Schottelius' Argumente in der Neuauflage seiner Grammatik (1663) für die Orientierung des als fest angesehenen idealen Regelsystems der Grammatik beruhen auf der Konstruktion der lingua ipsa Germanica (*eigentliches Deutsch*). Wie in der Antike solle auch heute zwischen „der gemeinen altages Rede / und der Sprache selbst" (Schottelius 1663, 144) unterschieden werden. Mit Verweis auf Quintilian stellt er fest:

> Es hat ja zu Rom und Athen vormals ein jeder Lateinisch und Griechisch reden / auch in den Schauplätzen die Comädien und Tragädien anhören können / wer aber die Lateinische und Griechische Sprache grundrichtig und recht hat wissen / und darin ein würdiges Probstüklein tuhn wollen / hat müssen die *Grammaticos* und *Rhetores* zuvor hören / bewehrte Bücher lesen / und durch andere Mittel / als nur durch Veranlassung des altages Gebrauches / zu richtiger Kündigkeit ihrer Sprache gelangen. (Schottelius 1663, 144; Herv. i. Orig.)

Diese varietätendifferenzierende Einschätzung hat vor dem o. g. Hintergrund eine sprachlenkende Funktion, denn weiter heißt es:

> Man nennet keine Sprache unkeusch oder unflätig / so etwa ungebürliche Sachen mit dero Worten ausgeschrieben [...]. Eine mangelhafte unliebliche Rede kan nicht auf ein mangelndes Vermögen der Sprache / sonderen auf den Mangel des Sprechers wol zeigen. (Schottelius 1663, 146)

Bei Schottelius sind diachrone und synchrone Argumente eng miteinander verknüpft (vgl. auch Josten 1976, 176–180). Die seiner Ansicht nach deutsche „Grundrichtigkeit" – eine Verdeutschung von *Analogie* (vgl. Kilian 2000, 842) – liegt darin begründet, dass sie nicht aus dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen hervorgehe, wie seinerzeit diskutiert wurde, sondern selbst ‚Hauptsprache' sei (vgl. Jones 1995, 164). Die ‚Grundrichtigkeit' der deutschen Sprache ist vor allem eine Bezeichnung für die ‚ursprüngliche Natürlichkeit' und damit von Gott gewollte deutsche Sprache, die sich mit der antiken Vorstellung vermengt, dass die Natur regelmäßig sei. Die Grundrichtigkeit beruht bei Schottelius auf der lautlichen Entsprechung zwischen Wörtern und Gegenständen/Vorgängen (er argumentiert ähnlich der Physei-These, vgl. Schottelius 1663, 59; vgl. dazu Kilian 2000, 844) wie auch auf den morphosyntaktischen Regeln des Deutschen. Doch insbesondere in der Orthografie schwankt er in seiner Annahme der Grundrichtigkeit (vgl. dazu Takada 1985):

> [...] wan alle Wörter durchgehends bey jedwederem Teutschen ein gleiches Abbild / eine gleiche Ausrede oder gleichen Ausspruch hetten / so würde auch durchgehends die Rechtschreibung gleich seyn / weil aber unsere Teutsche Muttersprache auf so mancherley Art ausgesprochen wird / und in so viele Mundarten geteihlet ist / daß nach der gantz ungewissen Ausrede keine rechte durchgehende Rechtschreibung wird können aufgebracht werden / als muß der gute angenommene Gebrauch / und die Grundrichtigkeit der Sprache den besten Einraht geben. (Schottelius 1663, 187)

Insgesamt liegt Schottelius hier mit seiner Argumentation allerdings deutlich auf der Linie der Analogisten, wie am Beispiel der kontrastiven Wortbildung deutlich wird: Anders als das Französische verfüge die deutsche Sprache über die „Schikligkeit zuverdoppelen" (ebd., 125), d. h. Komposita zu bilden. Diese synchrone sprachstrukturelle Eigenschaft des Deutschen wird nun mit den überlieferten deutschen ‚Stammwörtern' verknüpft:

> Wir Teutschen aber künnen unser Stammwort Knecht / und das Stammwort Land / nicht allein gebrauchen in Landsknecht / sondern / weil die rechte Wurzel und Stamm wir davon haben / künnen wir dieselbe ein wenig weiter ausleiten / und gleichsam in die Natur hinein wachsen lassen / also sage wir: Landrecht/Landfriede/Landstrasse [...]. [...] Daraus urtheile ein jeder / wie rein / reichlich und deutlich die Teutschen Stammwörter sich finden / sich fügen und brauchen lassen [...] (Schottelius 1663, 125).

Schottelius kontrastiert das Deutsche synchron mit dem Französischen, doch primär perspektiviert er den Vorgang der Entlehnung: Die deutsche Morphologie sei der französischen deswegen überlegen, weil z. B. das Französische das Wort „lansequenet" (*lansquenet*) aus dem Deutschen (*Landsknecht*) zwar entlehne, ohne jedoch die Bedeutung und die Herkunft der beiden ‚Stammwörter' *Land* und *Knecht* zu (er-)kennen (vgl. ebd., 125).

4.3 Reinheit als Pflicht?

Im skizzierten mythisch-religiösen Verständnis der ‚ursprünglichen Reinheit' und ‚Grundrichtigkeit' des Deutschen ist die Wahrung der Sprache nicht nur ein Erbe des bzw. der Deutschen, sondern auch ein Gebot. Im obigen Zitat von Philipp von Zesen (1669, 33; vgl. Abschnitt 4.1 oben) aus der Satzung der Deutschgesinnten Genossenschaft beispielsweise sind es die „Zunftgenossen", die verpflichtet werden sollen, die Sprache vor „fremden unwesen und gemische" zu bewahren, „ja alles eingeschlichene unreine / ungesetzmäßige / und ausheimische abgeschaffet / und in ein besseres / wo immer tuhnlich / verändert werde". Ein derartiges Gebot richtet sich in erster Linie an die Gruppe der Sprachreiniger selbst. Allerdings findet sich in der Darlegung des Zwecks des Teutschen Palmbaumes (Hille 1647, 13, siehe oben) auch ein allgemeiner Aufruf an die ‚Kinder der deutschen Sprache'. Zwar ist das Bestreben der Reinigung nicht auf den eigenen Sprachgebrauch beschränkt, doch gibt es bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kaum eindeutige Adressierungen an die Allgemeinheit.

Eine frühaufklärerische Position nimmt Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) im Sprachreflexionsdiskurs im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert ein. In *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache* (älteste Handschrift von 1697; Erstveröffentlichung 1717; vgl. Pörksen/Schiewe 1983, 79) vertritt er einen gemäßigten Standpunkt in der Frage der ‚Sprachreinigkeit'. Zum einen stellt er sich gegen die puristische Ausrichtung, indem er die Puristen pejorativ als „Reindünkler" bezeichnet, die seines Erachtens die Sprache durch ihre Maßnahmen „nicht weniger arm gemacht" hätten (Leibniz [1717] 1983, 11). Ein Zitat in Leibniz' Text gibt recht genauen Aufschluss über seinen Standpunkt: Was die Puristen schrieben, sei „eine Suppe von klarem Wasser (un bouillon d'eau claire), nämlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft" (ebd.). Das Ideal des Klaren und Reinen ist nicht das Ideal Leibniz', der sich eher am Sprachgebrauch orientiert, für welchen einige Fremdwörter notwendig seien (vgl. ebd., 12) und welcher diese auch integrieren könne (vgl.

ebd., 38). Zwar ist Leibniz der Ansicht, dass nach dem Dreißigjährigen Krieg „sowohl die Französische Macht als [auch] Sprache bei uns überhandgenommen“ habe (ebd., 36) und es grundsätzlich besser sei, „des Fremden eher zuwenig als zuviel“ zu haben (ebd., 14); aber im Gegensatz zu den Sprachgesellschaften betont er, dass es sich bei seinen Ausführungen nur um ‚unvorgreifliche‘ Vorschläge handle und die Entscheidung über den Umgang mit den Fremdwörtern „der künftigen deutschgesinnten Verfassung“ überlassen bliebe (ebd., 36). Ferner verortet Leibniz den Umgang mit den Fremdwörtern eher als soziales Problem denn als nationale Aufgabe (vgl. ähnlich Pörksen/Schiewe 1983, 120).

Unter „Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift“ (Leibniz [1717] 1983, 35) versteht Leibniz neben dem eben skizzierten gemäßigten Fremdwortpurismus die Vermeidung der „unanständigen“ und der „unvernehmlichen“ (unverständlichen) Wörter (ebd.) sowie die Befolgung der „Sprachrichtigkeit“ (ebd., 41). ‚Unanständig‘ seien die Wörter aus ästhetischen oder ethischen Gründen, wobei Leibniz – modern gesprochen – diese Einschätzung mit Verweisen auf Soziolekte und Register untermauert (vgl. ebd., 35–36). Die ‚unvernehmlichen‘ Wörter findet Leibniz sowohl in diatopischer („Landworte“) wie auch in diachroner Hinsicht (z. B. im Lutherdeutsch). Die ‚Sprachrichtigkeit‘ bestehe in der Befolgung der „Sprachkunst“, d. h. der „Grammatik“ (ebd., 41). Wir finden bei Leibniz ausdruckseitig das Ideal der ‚Reinheit‘, das er v. a. unter sozialen Gesichtspunkten erörtert, sowie das Ideal der ‚Klarheit‘ im Sinne von Verständigung. Dies verwundert nicht, da sich Leibniz philosophisch mit Klarheit beschäftigt hat, wie in Abschnitt 5 unten gezeigt wird.

5 ‚Klarheit‘: Denken und Ausdrücken

Wie zu erkennen, vollzieht sich die Verlagerung vom Ideal der Reinheit im 17. zum Ideal der Klarheit im 18. Jahrhundert über das normierende Programm der Richtigkeit, das zum 19. Jahrhundert hin v. a. in Form von Wörterbüchern immer wichtiger wird. Die schriftsprachliche Norm führte zum Bedürfnis nach allgemeingültigen Regeln: Der Wechsel von den elitären Sprachgesellschaften zu den allgemeinverbindlichen Wörterbüchern und Sprachratgebern ist vor dem Hintergrund der veränderten gesellschaftlichen Kommunikationsbedingungen von besonderer Bedeutung: Ende des 17. Jahrhunderts erweiterte Christian Thomasius durch sein Handeln die Vorstellung über das Deutsche als geisteswissenschaftliche Sprache, wie kurz zuvor bereits Gottfried Wilhelm Leibniz, und schließlich systematisch Christian Wolff (vgl. Schiewe 1998, 66–95). Indes war die Diskussion, ob das Deutsche eine funktional angemessene Sprache in den Wissenschaften und auch der Kunst sein kann, zu diesem Zeitpunkt nicht beendet. Gegen größere Widerstände musste auf fürstliche Anweisung die sog. ‚Kodifikationsbewegung‘ umgesetzt werden, die dafür sorgte, dass die Gesetzestexte ins Deutsche übersetzt wurden. Die plötzliche Möglichkeit für die Bevölkerung, das Recht zu lesen, entsprang der vorherrschenden Philosophie des

Rationalismus, ebenso der Gedanke der ‚schönen Klarheit' der Gesetzbücher (vgl. Hattenhauer 1987, 34–36). Darüber hinaus bildeten sich Ende des 18. Jahrhunderts recht heterogene ephemere Öffentlichkeiten v. a. an Stellen der Zeitungsausgaben, an denen es auch zu politischen Diskussionen kam (vgl. Welke 1981, 40). Direkte schriftliche Kommunikation zwischen Staat und Gesellschaft, gemeinsame Rezeption und Diskussion, Zunahme von Schriftlichkeit insgesamt, Schulbildung, aber auch das Bedürfnis nach sprachlicher Orientierung beförderten kollektiv bindende Sprachurteile. Erstmals konnten diese Werke (wenn sie die Zensur überstanden) mit metasprachlichem Inhalt für ein größeres Publikum geschrieben werden. Gegenstände der Bücher und deren lexikalische, syntaktische und stilistische Darstellung richten sich an antizipierte Adressatinnen und Adressaten und deren Bedürfnisse. Hilfe im sprachlichen Ausdruck zum Zweck gelingender Verständigung ist dabei nicht allein ein sprachideologischer Aspekt; vielmehr ist die Betonung der einzelnen Sprecherin/des einzelnen Sprechers und deren/dessen unmissverständliche Mitteilung auch ein zentrales aufklärerisches Ideal: Klarheit im Denken und Sprechen versetzt Personen in die Lage, anderen die eigenen Standpunkte mitzuteilen (vgl. Kant 1784, 481). Das Ideal der sprachlichen Klarheit ist indes älter.

Eine kritischere Perspektive auf die skizzierte Entwicklung schlägt Knoop vor, der die Funktion der Sprachurteile des 18. Jahrhunderts darin sieht, dass sie normative Sprachkonzepte (v. a. ‚Einigkeit' und ‚Richtigkeit') in Kontrast zur realen kommunikativen Praxis stellen: In der Folge seien nicht nur Mehrsprachigkeit und Dialekte verschwunden, auch biete die verbindliche Norm des Hochdeutschen plötzlich neue Möglichkeiten zur Diskriminierung, wodurch das Bedürfnis nach ‚Richtigkeit' und ‚gutem Ausdruck' verstärkt geweckt werde (vgl. Knoop 1987, 24–30). Insgesamt sei es zu einer Aufwertung des Schriftlichen zu Lasten des Mündlichen gekommen (vgl. ebd., 26–28).

Die bereits in der Logik der Scholastik vorkommende Formel *clare et distincte* (klar und deutlich) erhält im Rationalismus eine zentrale Bedeutung. René Descartes erhebt diese Formel zum Wahrheitskriterium für Erkenntnisse (vgl. hierzu und zum Nachfolgenden Gabriel 1976, 846). In der *Principia philosophiae* (1644) unterscheidet Descartes zwischen der klaren Wahrnehmung z. B. eines Schmerzes, der aber nicht immer deutlich ist: „So kann eine Vorstellung klar, aber undeutlich sein; aber jede deutliche ist zugleich auch klar" (dt. *Die Prinzipien der Philosophie*, I, 46). Descartes präzisierend, unterscheidet Gottfried Wilhelm Leibniz:

> *Klar* hingegen ist eine Erkenntnis, wenn sie es mir ermöglicht, die vorgestellte Sache wiederzuerkennen, und eine solche Erkenntnis ist verworren oder deutlich. Verworren ist sie, sobald ich nicht imstande bin, die Merkmale einzeln aufzuzählen, welche hinreichen, die Sache von anderen zu unterscheiden (Leibniz 1684, 9; Herv. i. Orig.).

Den Wandel von der rhetorischen Tugend der *perspecuitas* zur *clarté* (Klarheit) im 17. Jahrhundert, insbesondere befördert durch Voltaire, hat Harald Weinrich (vgl. 1985, 136–154) für die Urteile über die französische Sprache beschrieben. Ende des 18. Jahrhunderts herrscht in Europa fast einhellig die Meinung, dass das Französische die ‚logischste' und ‚klarste' Sprache sei. Die Preisfrage der Königlich Preußischen Akademie zur Ergründung des unangefochtenen Status des Französischen gewinnt Antoine de Rivarol, der in *De l'universalité de la langue française* (1784, 49) knapp bemerkt, „ce qui n'est pas clair n'est pas français" – (Das, was nicht klar ist, ist nicht Französisch).

5.1 ‚Klarheit' als Ideal von Rhetorik und Rationalismus

Leibniz' sprachkritische *Unvorgreifliche Gedanken* werden durch Johann Christoph Gottsched (1700–1766) im 18. Jahrhundert einer größeren Öffentlichkeit bekannt gemacht (vgl. Schiewe 1998, 96). Gottsched, bis 1738 Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, steht mit seinen Arbeiten zur Sprache in der Tradition der antiken Rhetorik (vgl. Gardt 1999, 158–161) und ist zugleich im Rationalismus zu verorten. Seine bei der Normierung des Hochdeutschen einflussreiche *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset* (1748) verrät bereits im Titel einen wesentlichen Teil seines Sprachideals. Zudem sei die ‚beste Mundart' seines Erachtens die des zentralen und größten Hofes im Land (vgl. Gottsched 1748, 3). Gottsched betont, dass die Regeln einer Sprachkunst (Grammatik) an die sich ändernde Sprache angepasst werden müssen (vgl. ebd., 4). Sein rationalistisches Ideal ist die „Vollkommenheit" einer Sprache, die sich für ihn erstens danach bemisst, wie groß die Anzahl der regelmäßigen „Wörter und Redensarten" ist (vgl. ebd., 7–8). Zweitens bestehe die Vollkommenheit in der „Deutlichkeit" (vgl. dazu Reichmann 1992), die sich aus der Regelmäßigkeit ergebe, und drittens aus der „Kürze" bzw. dem „Nachdruck" (ebd., 9). In den „ausländischen Wortfügungen und fremden Redensarten" sieht Gottsched eine Bereicherung der deutschen Sprache (ebd., 12 u. 114; vgl. auch 1736, 378, 380). Im Gegensatz zur Feststellung des bedrohten Deutschen auf Grundlage des Ideals der ‚Reinheit', beklagt er das aktuelle Deutsch nicht: Er wünscht,

> daß unsre Sprache bey der itzigen Art sie zu reden und zu schreiben erhalten werden könnte: weil sie allem Ansehen nach denjenigen Grad der Vollkommenheit erreichet zu haben scheint, darin sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist. (Gottsched 1748, 12)

In der ersten Ausgabe der von ihm mitherausgegebenen *Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* (1732) kommt *rein* als wertender Ausdruck des Sprachurteils kaum vor, dafür die Leibniz'sche Bezeichnung „Rein-Dünkler" (Beyträge 1732, 376). Explizit die Rücksicht auf die Leserschaft erwähnend,

nähert sich der Text der „Schönheit“ (Vollkommenheit) des Deutschen nicht mit „metaphysischen Beweisen“, sondern unter dem Aspekt der „Absicht ihrer Bedeutung“ (ebd., 55, 56), d. h. der kommunikativen Darstellung von Gedanken:

> Je klärer also die Wörter sind, ie besser wird die Absicht der Sprache erreicht. Je mehr man demnach in den Wörtern von der Klarheit abweicht, je weiter entfernt man sich auch von dem, was der deutschen Sprache eine Schönheit verursacht. (Beyträge 1732, 58)

Wer dagegen verstößt, „der [...] handelt wieder die Pflicht eines Deutschen, der auf die Ehre seiner Sprache bedacht seyn soll“ (ebd., 58). Sein Urteil: „[S]o rede und schreibe man klar und deutlich.“ (ebd., 65) Das Gegenteil dessen sei die „Dunkelheit“ (ebd., 59).

Die „Vorrede der dritten Auflage“ gibt Aufschluss über den wachsenden Grad an Öffentlichkeit in Fragen der Sprachbewertung (Gottsched 1752, Vorrede, o. S.). Gottsched bemängelt an seinen Kritikern, „daß sie ihre Anmerkungen nicht mir zugesandt, sondern in öffentlichen Schriften vorgetragen haben“ (ebd.).

5.2 ‚Klarheit‘ und ‚Durchsichtigkeit‘

Johann Christoph Adelung beginnt sein Buch *Über den Deutschen Styl* (1785–86, hier zitiert in der vierten Auflage von 1800, 3) wie folgt: „Empfindung, Vorstellung und Begriff sind also bloß in den Graden der Klarheit unterschieden, und so sind es denn auch ihre Ausdrücke“. In moderner semiotischer Terminologie formuliert, geht Adelung von Arbitrarität und Konventionalität aus (Adelung 1800, 5–9):

> Sinnliche Gegenstände können daher klar gedacht werden [...]; allein bey unsinnlichen und abstracten Gegenständen können wir uns höchstens das Zeichen oder das Wort klar vorstellen, das Bezeichnete aber ist so dunkel, daß es nahe an die Empfindung gränzt. (Adelung 1800, 10)

Mittels ‚seelischer Anstrengung‘ sei es allerdings möglich, so Adelung, „dieses dunkle Etwas aufzuklären“ (ebd.). Über die semantische Verbindung von *aufklaren* und *aufklären* wird hier die normative Kraft der Trope offensichtlich. Denn insgesamt hat Adelung eine teleologische Geschichtsvorstellung (vgl. auch ebd., 33): Er führt die seit dem „neuenten Jahrhundert“ anhaltenden Verfeinerungen der deutschen Sprache an, z. B. „die Beförderung der größten Klarheit des Ausdrucks“ in der Wortbildung und „Auslöschung dunkeler Biegungen in klare Wortstellungen [, z. B.; Ph. D.] Umschreibung des alten Genitives durch Präpositionen“ sowie „Einschränkung des dunklen Gebrauches des Participii“ (Partizips) (ebd., 13–14). Auch seien viele unregelmäßige Verben zu regelmäßigen geworden (vgl. ebd., 14–15).

Die Aufgabe der ‚Lehre vom Styl‘ sieht Adelung vor dem Hintergrund von universellen Schönheitsidealen in erster Linie im Gelingen des Verstehensprozesses, gerade auch beim Aufeinandertreffen verschiedener Mundarten: Wer einen Gedanken ausdrücke, möchte, dass genau dieser Gedanke bei seinem Gesprächspartner möglichst wohlgefällig hervorgerufen werde (vgl. ebd., 28, 60–66, 114, 119).

Hierbei möchte Adelung helfen, denn sogar „der lebhafteste Styl“ sei nicht schön, „wenn es ihm an Sprachrichtigkeit, Reinigkeit, Klarheit u. s. f. fehlet“ (ebd., 246):

(1) Die ‚Sprachrichtigkeit‘ des Hochdeutschen besteht für Adelung in der Befolgung der Regeln der geschriebenen Sprache primär nach dem Prinzip der Analogie, wobei der Sprachgebrauch einen steten Sprachwandel bedeute (vgl. ebd., 57, 63, 64). Orientierung soll das geschriebene Hochdeutsch der „reinsten und zuverläßigsten“ zeitgenössischen Schriftsteller geben (ebd., 66, 67).

(2) Unter ‚Reinigkeit‘ fasst Adelung die Fremdwörter, die „sprachwidrig gebildete [n] neue[n] Wörter“ sowie die „Provinzialwörter“ und die veralteten Wörter (ebd., 73–74). Sein Standpunkt gegenüber den ‚ausländischen Wörtern‘ entspricht den dominanten Urteilen seiner Zeit: ‚Unnötig‘ und ‚verwerflich‘ seien die Wörter, für die es deutsche Wörter gebe, andere ‚ausländische Wörter‘ seien ‚notwendig‘ (ebd., 96–99). Der Grund für die Ablehnung bleibt gleich:

> Allein die Deutsche, eine so reine und unvermischte Sprache, hat keine andere bekannte Quelle, als sich selbst, und kann folglich nicht aus fremden bereichert werden. (Adelung 1800, 99)

(3) ‚Klarheit und Deutlichkeit‘ unterscheiden sich bei Adelung in ihrer Bildlichkeit. Neben der expliziten Erwähnung der perspicuitas (s. o.) ist die Wassermetaphorik auffällig. Sie erklärt den Vorzug des Ausdrucks *Klarheit* vor *Deutlichkeit*: Die ‚Klarheit‘ im Sinne der Transparenz ermöglicht den tiefen Blick bis auf den Grund der Rede und damit wohl auch auf den Beweggrund der Sprechenden:

> Klar nennet man das, was viele Lichtstrahlen durchläßt, einen hohen Grad an Durchsichtigkeit hat. Die Klarheit des Styles, bey den Römischen Schriftstellern *Perspicuitas*, ist also diejenige Eigenschaft desselben, nach welcher die ganze Vorstellung, welche der Sprechende hat, rein und unvermischt durch die Worte gleichsam durchscheinet; wo der Vortrag lauter Licht, und die Rede ein heller Strom ist, wo man überall auf den Grund sehen kann. Deutlich, oder mit einem andern beynahe gleich bedeutenden Ausdrucke, verständlich ist, was leicht gedeutet oder verstanden werden kann, d. i. dessen Sinn sich ohne Mühe entdecken läßt [...] (Adelung 1800, 112; Herv. i. Orig.)

Die Notwendigkeit der Klarheit und Deutlichkeit im Sprachgebrauch sieht Adelung, wie gesagt, in der ‚ersten Absicht des Sprechers‘ begründet, die darin besteht, „verstanden zu werden“, weswegen jeder „Unsinn“ in der Rede vermieden werden müsse (ebd., 114). Dieser werde vermieden, indem „man sich jeden Gedanken so klar und deutlich denke, als erforderlich wird, ihn in eben der Klarheit wieder bey andern zu erwecken“ (ebd., 119).

Adelungs praktische Rede- und Schreibanleitung erscheint in rascher Folge in vier Auflagen, ähnlich verhält es sich mit seiner *Deutschen Sprachlehre für Schulen* (1801; vgl. dazu Voeste 2008). Die Rezeptionsgeschichte lässt den Schluss zu, dass das Buch nicht nur inhaltlich gut aufgenommen wurde, sondern womöglich auch durch die im Text umgesetzte Forderung nach ‚Klarheit‘ überzeugte.

5.3 Mittels ‚Reinheit' zur ‚Klarheit'

Joachim Heinrich Campe (1746–1818) gewann 1793 mit *Über die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache* (überarbeitete Fassung 1794) die Preisfrage, ob die „vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt, und besonders der Deutschen, möglich und nothwendig" sei (Campe 1794, III). Für möglich und nötig hält Campe die gemäßigte Reinigung des Deutschen von den jüngsten ‚Verunreinigungen' (vgl. ebd., XV, XXIII, Kapitel II). Sein Ideal ist die Sprache des Volkes: Denn die sich der eigenen Reinheit – gemeint ist der Einfluss des Französischen (vgl. ebd., XIII) – bewusste deutsche Sprache

> wurde nach und nach in der Behauptung dieser Reinigkeit in eben dem Maße nachgiebiger oder nachläßiger, in welchem sie aus einer rohen Volkssprache zu einer gebildeten Gelehrten- und Hofsprache sich empor arbeitete. (Campe 1794, XIV)

Für das Ersetzen durch „ächtdeutsche" Wörter legt Campe eine Dreiteilung zugrunde, bei der er davon ausgeht, dass (1) die ‚sinnlichen Wörter' (z. B. *Pulver*) im Gebrauch der Volkssprache nicht ‚ausgemerzt' werden müssen, da sie nicht ‚verwirren' (ebd., XIX–XX); (2) die ‚unsinnlichen' Wörter (z. B. *amüsiren*) seien verwirrend, dafür aber auch leicht zu entfernen; (3) die ‚übersinnlichen' Wörter oder „Vernunftwörter", die ohnehin nur derjenige richtig gebrauchen könne, der die Fremdsprache beherrsche (z. B. *Quidditas*, dt. *Washeit*), seien wegen ihrer geringen gesellschaftlichen Verbreitung leicht zu ersetzen (vgl. ebd., XXII). Campe führt die sprachliche Verständigung unter Zuhilfenahme einer normativen, über die Stände hinausgehenden kommunikativen Egalität an (vgl. auch ebd., XXXII–XXXIII); unter dieser Perspektive ist das Ideal der „Sprachgleichförmigkeit" (v. a. morphologische Angleichung) kein Selbstzweck, sondern dient ebenfalls der kommunikativen Funktion. Sein Maßstab und Ziel sind:

> Das, was ein Wort zu einem Deutschen macht, ist 1. seine *Verständlichkeit* für jeden Deutschen, und 2. die Übereinstimmung seiner Bildung und seines Klanges mit der Bildung und dem Klange anderer Deutschen Wörter, welche durchgängig üblich sind, mit Einem Worte, seine *Sprachgleichförmigkeit*. (Campe 1794, XXIV; Herv. im Orig. gesperrt)

Campes Sprachvorstellung beinhaltet die Möglichkeit, durch Transparenz die Bezeichnung nachvollziehbar machen zu können, anstelle des verwirrenden und dunklen Verständnisses. Campes Reinigungszweck (vgl. sein sog. Verdeutschungswörterbuch 1813) liegt in der Verständlichkeit/Verständigung. Es seien v. a. die ‚übersinnlichen' Wörter, die

> von der großen Volksmasse in Deutschland, *entweder gar nicht, oder doch nur dunkel und verwirrt verstanden werden können*, und daß also die Aufklärung und Veredelung des größten Teils der Deutschen, durch den Gebrauch jener Wörter in den Reden und Schriften derer, welche auf das Volk wirken könnten und sollten, nothwendig gelindert werden muß. (Campe 1794, LII; Herv. im Original gesperrt)

Schiewe (1998, 136) stellt hierzu fest, dass

> Campes Sprachreinigung Aufklärung beinhaltet, daß er eine fehlende Aufklärung über Sachen und Sachverhalte auf der Ebene der Sprache zu kompensieren suchte. Indem er die Sprache aufklärte, glaubte er, auch die Menschen aufklären zu können.

Das Verhältnis von Sprachurteil und Öffentlichkeit wird auch im Vorwort behandelt. Campe (1794, 3) ist der Ansicht, es sei ihm gelungen, „die öffentliche Aufmerksamkeit, nicht bloß auf meine geringen Versuche, sondern – was mir viel wichtiger war – durch diese auch auf die Sache selbst zu leiten".

5.4 Radikalisierung: ‚Klarheit' und Epistemologie

In Johann Gottfried Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772), wiederum eine Preisschrift, spielt die ‚Klarheit' eine Rolle für das auch später diskutierte Verhältnis zwischen Empfindung und Ausdruck. Herder geht es um die Besonderheit des Hörens in der Entstehung der Sprache. Für Herder liegt das Besondere des Menschen in seiner Besonnenheit und seiner in den phonetischen Nuancen reichen Sprache, die äußerst ‚klar' voneinander getrennt wahrnehmbar sind. Klarheit ist somit ein menschlicher Maßstab:

> Das *Gehör* ist der mittlere unter den Sinnen an Deutlichkeit und Klarheit und als wiederum Sinn zur Sprache. Wie dunkel ist das Gefühl! Es wird übertäubt es empfindet alles ineinander [...]: es wird unaussprechlich. [...] [D]as Gehör greift also von beiden Seiten um sich: macht klar, was zu dunkel; macht angenehmer, was zu helle war: bringt in das *Dunkelmannichfaltige* des Gefühls mehr Einheit, und in das *Zuhellmannichfaltige* des Gesichts auch [...] Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsre Seele, daß er Merkmal werden muß; aber noch nicht so übertäubend, daß er nicht klares Merkmal werden könnte. – Das ist Sinn der Sprache." (Herder 1772, 101–102, 103; Herv. i. Orig.)

Um die Jahrhundertwende wandelte sich die Politisierung der Öffentlichkeit von progressiv-liberalen Forderungen zurzeit der Französischen Revolution zu deutschnationalen Positionen während der napoleonischen Besatzung und der Nachfolgezeit. Sprachurteile wurden insbesondere während der Befreiungskriege nationalistisch instrumentalisiert, um mittels gemeinsamer Identität zu mobilisieren, vgl. z. B. Ernst Moritz Arndt und Ludwig Jahn (s. u.). Fragen des Verhältnisses von Sprache, Kultur und Volk spiegelten erneut die Bedrohung der eigenen sprachgebundenen kulturellen und politischen Identität durch das Französische. Klaus Vondung (1988, 153) spricht von ‚apokalyptischen Vorstellungen', die man in Texten dieser Zeit findet. Als nationalistisch sind diese Positionen deswegen zu bewerten, weil sie über die patriotische Verteidigung des eigenen Landes hinaus die Überlegenheit des Deutschen als Sprache und Volk behaupten. Der schmale Grat zwischen patriotischer und nationalistischer Sprachurteilen ist bei Herder und Fichte zu sehen. Die Herder'sche Annahme, dass aus dem Sinnlich-Wahrnehmbaren das Übersinnlich-Denkbare entsteht,

findet sich – allerdings mit gegenteiliger Schlussfolgerung – in Johann Gottlieb Fichtes *Reden an die deutsche Nation* (1808). In der sechsten Rede wird die Geschichte der deutschen Sprache – im Unterschied zur Französischen – als Kette „ununterbrochener Mittheilung" (Fichte 1808, 121) von der Ursprache des Deutschen bis heute dargelegt. Das hat epistemologische Konsequenzen, meint Fichte, z. B. verwende Luther *Gesicht* in der Bedeutung von ‚Idee':

> Idee oder Gesicht in sinnlicher Bedeutung wäre etwas, das nur durch das Auge des Leibes, keineswegs aber durch einen andern Sinn, etwa der Betastung, des Gehörs u.s.w. erfaßt werden könnte [...]. Dasselbe in übersinnlicher Bedeutung hieße zuvörderst, zufolge des Umkreises, in dem das Wort gelten soll, etwas, das gar nicht durch den Leib, sondern nur durch den Geist erfaßt wird, sodann, das auch nicht durch das dunkle Gefühl des Geistes, wie manches andere, sondern allein durch das Auge desselben, die klare Erkenntniß, erfaßt werden kann. [...] Diese also entstandene neue Bezeichnung, mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntniß selber bekommt, wird nun niedergelegt in der Sprache; und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntniß wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ganzen in der gesammten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntniß bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. (Fichte 1808, 125–126, 127–128)

‚Klarheit' ist für Fichte eine tradierte Erkenntnismacht des Deutschen, womit ein typisches Argument sprachnationalistischen Denkens ausgesprochen wird. Die idealistische Verschmelzung von Sprache und Wahrheit macht diese Behauptung unangreifbar gegenüber Nichtmuttersprachlerinnen und Nichtmuttersprachlern bzw. gegenüber all denjenigen, denen das Deutschsein abgesprochen wird; Stukenbrock (2005: 438–442) versteht dieses ‚Automystifizierungsprinzip' des Sprachnationalismus als Abwehr, indem jegliche Kritik mit dem Verweis auf die unmögliche Erlangung ‚deutscher Erkenntnis' zurückgewiesen werden kann:

> [...] die Sprache dieses Volks [des Deutschen; Ph. D.] ist nothwendig so wie sie ist, und nicht eigentlich dieses Volk spricht seine Erkenntniß aus, sondern seine Erkenntniß selbst spricht sich aus demselben. (Fichte 1808, 121)

Fichte kritisiert auch die kosmopolitische Toleranz der Deutschen gegenüber dem Fremden. Seiner Ansicht nach (vgl. ebd., 218) ist das deutsche Volk so gerecht gegen andere, dass es ungerecht wirkt gegen sich selbst. Das Argument, dass es den Deutschen an Nationalgefühl und Selbstachtung mangele, ablesbar am Umgang mit der deutschen Sprache, verbreitet sich in der Folge (vgl. z. B. Goltz 1860, 250–252). Während Fichte aus der deutschen Sprachüberlegenheit die menschheitsleitende Mission der Deutschen ableitet und darin Anhänger findet, besteht der Weg für Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn v. a. in der Bekämpfung und Abschaffung von Formen des Weltbürgertums in Deutschland (vgl. Arndt 1845, 375–379; Jahn/Eiselen 1816, 123, 234). An dieser Stelle wird ein besonderes, bei Arndt hin zu biologischen Konzepten gesteigertes Ideal (vgl. Arndt 1845, Bd. 1, 369, 377) von gesellschaftlicher ‚Reinheit' offenbar.

6 Ausblick: Kontinuitäten und Diskontinuitäten

Die Beschreibung der Ideale ‚Reinheit' und ‚Klarheit' im oben genannten Zeitraum weist Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Begründung und Ausrichtung des Urteilens über die deutsche Sprache auf. Grob skizziert besteht die Diskontinuität in der Schwerpunktverlagerung von der expliziten Belobigung der epistemologischen Stärke der Sprachstruktur des Deutschen (*Reinheit*) zur expliziten Forderung nach dem besten Gebrauch (*Klarheit*) zum Zweck der Verständigung in und mit der deutschen Sprache. Das Aufkommen der anwendungsbezogenen Urteile im 18. Jahrhundert geht einher mit dem Verschwinden der Varietätenvielfalt und der Nachfrage nach ‚Richtigkeit' und ‚Klarheit' im Zuge der Entstehung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Wie die Angebote auf dem deutschsprachigen Büchermarkt zeigen, hat das sich etablierende Bürgertum ein Bedürfnis nach Bildung (vgl. Jentzsch 1912, 314; Schiewe 2004, 144–149), konkret auch ein Orientierungsbedürfnis im Sprachgebrauch und -urteil. ‚Klarheit' ist aber nicht nur der Gegenstand dieses Wandels, sondern als Sprachideal auch ihr Medium: Der geschriebenen Sprache der barocken Sprachgesellschaften entgegengestellt, dominiert in den Texten des 18. Jahrhunderts der ‚klare Stil'.

Insgesamt changieren die Ideale ‚Reinheit' wie auch ‚Klarheit' zwischen Sein und Sollen der deutschen Sprache. Das Sollen leitet sich manchmal aus dem Sein her (*Weil das Deutsche keiner Fremdwörter bedarf, sollen wir auch keine gebrauchen,* vgl. Adelung), umgekehrt ist es bisweilen so, dass ein sprachpolitisches Ideal ein bestimmtes Sein hervorbringen soll (*Indem wir keine Fremdwörter gebrauchen, bleibt/wird das Deutsche rein*). Folgt man Knoop (1987), kann man den normativen Sprachurteilen große Effekte auf den Fortgang der Sprachgeschichte zusprechen, d. h. auch, wie wir die Geschichte heute (teleologisch) (re-)konstruieren.

Die Frage, welche künftigen Aufgaben mit der deutschen Sprache in der internationalisierten Welt (vgl. Ammon 2015) und der transkulturellen Gesellschaft geleistet werden können und sollen, wird seit mehreren Jahren öffentlich diskutiert. Sich in ihrer Intention und Begründung mitunter deutlich unterscheidend, sind Sprachideale wie ‚Reinheit' (z. B. ‚Kampf gegen Anglizismen'), ‚Richtigkeit' (z. B. Orthografiereformen) und ‚Klarheit' (z. B. Deutsch als Politik-, Rechts- und Wissenschaftssprache) in öffentlichen Debatten bis heute präsent (vgl. Niehr [und weitere Beiträge] in diesem Band). Um am Letztgenannten die Kontinuität zu verdeutlichen: Die Debatte um Deutsch als Wissenschaftssprache, z. B. inwiefern durch das Publizieren auf Englisch Domänen aufgeben werden oder inwiefern Erkenntnisprozesse, Verständigung und Distribution durch den Gebrauch des Englisches durch Nichtmuttersprachlerinnen und Nichtmuttersprachler leiden (vgl. zum Überblick Oberreuter et al. 2012), sind als Diskussionsstandpunkte um den normativen Status des Deutschen nicht neu.

7 Literatur

7.1 Quellen

Adelung, Johann Christoph (1800): Über den deutschen Styl. Erster Band. 4., vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin.

Adelung, Johann Christoph (1801): Deutsche Sprachlehre für Schulen. Vierte verbesserte und mit einer kurzen Geschichte der Deutschen Sprache vermehrte Auflage. Berlin.

Arndt, Ernst Moritz (1845): Über Volkshaß und den Gebrauch einer fremden Sprache. In: Ders.:
E. M. Arndt's Schriften an und für seine lieben Deutschen. 4. Bde. Leipzig, 353–433. [zuerst: Leipzig 1813]

Beyträge zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von Einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Erstes Stück (1732). Leipzig.

Campe, Joachim Heinrich (1794): Über die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache. Dritter Versuch welcher den von dem königl. Preuß. Gelehrtenverein zu Berlin ausgesetzten Preis erhalten hat. Verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig.

Campe, Joachim Heinrich (1813): Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelung's und Campe's Wörterbüchern. Neue starkvermehrte und durchgängig verbesserte Ausgabe. Braunschweig.

Cicero, Marcus Tullius ([2003]): De oratore – Über den Redner. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Harald Merklin. 5. Aufl. Stuttgart.

Descartes, René (1644): Die Prinzipien der Philosophie, Lateinisch – Deutsch. Hg. v. Christian Wohlers. Leipzig 2005.

Fichte, Johann Gottlob (1808): Reden an die deutsche Nation. Berlin.

Goltz, Bogumil (1860): Exacte Menschen-Kenntnis in Studien und Steroskopen. Abhandlung 3: Die Deutschen. Ethnographische Studie. 2. Bde. Berlin.

Gottsched, Johann Christoph (1748): Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset. Leipzig.

Gottsched, Johann Christoph (1752): Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst […] bey dieser dritten Auflage merklich vermehret. Leipzig.

Gueintz, Christian (1645): Die deutsche Rechtschreibung, Auf sonderbares gut befinden Durch den Ordnenden verfasset / Von der Fruchtbringenden Gesellschaft übersehen / und zur nachricht an den tag gegeben. Halle.

Harsdörffer, Georg Philipp (1644): Schutzschrift / für Die Teutsche Spracharbeit […] angefüget. durch den Spielenden. Nachdruck: Georg Philipp Harsdörffer. Frauenzimmer Gesprächsspiele. Teil 1. Hg. v. Irmgard Böttcher. Tübingenn 1968.

Herder, Gottfried (1772): Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat. Berlin.

Hille, Carl Gustav von (1647): Der Teutsche Palmbaum […] verfasset, durch den Unverdrossenen Diener derselben. Nürnberg.

Jahn, Friedrich Ludwig/Eiselen, Ernst (1816): Die deutsche Turnkunst zur Errichtung der Turnplätze. Berlin.

Kant, Immanuel (1784): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift 12, 481–494.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1684): Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen. In: Ders.: Philosophische Werke Bd. 1. Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie I. Übersetzt von Artur Buchenau, mit Einleitung und Anmerkungen hg. v. Ernst Cassirer. Stuttgart 1996, 9–15.

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1717): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Nachdruck. Hg. v. Uwe Pörksen. Stuttgart 1983, 5–27.
Platon ([1974]): Phaidon, Das Gastmahl, Kratylos. Werke in acht Bänden. Griechisch und Deutsch. Bd. 3. Hg. v. Gunther Eigler. Darmstadt.
Rivarol, Antoine de (1784): De l'universalité de la langue française; Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Berlin. Berlin.
Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit von der Teutschen Hauptsprache [...]. Tübingen.
Stieler, Kaspar (1691): Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs / oder Teutscher Sprachschatz [...] von dem Spaten. Nürnberg.
Zesen, Philipp von (1669): Das Hochdeutsche Helikonische Rosenthal [...] ausgefärtigt durch Den Färtigen. Amsterdam.

7.2 Forschungsliteratur

Ammon, Ulrich (2015): Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt. Berlin/München/Boston. Korrigierter Nachdruck.
Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 2., durchgesehene Aufl. München.
Dann, Otto (1981): Die Lesegesellschaften und die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft in Europa. In: Ders. (Hg.): Lesegesellschaft und bürgerliche Emanzipation. München, 9–28.
Faulstich, (2008): Konzepte des Hochdeutschen. Der Sprachnormierungsdiskurs im 18. Jahrhundert. Berlin/New York (Studia linguistica Germanica, 91).
Foucault, Michel (2001): Antwort auf eine Frage. In: Daniel Defert/François Ewald (Hg.): Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits. Bd. I: 1954–1969. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek u. Hermann Kocyba. Frankfurt a. M., 859–886 [zuerst: Résponse à une question. In: Esprit 371 (1968), 850–874].
Gabriel, Gottfried (1976): Klar und deutlich. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4, Basel/Stuttgart, Sp. 846–848.
Gardt, Andreas (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin/New York (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N.F. 108 = 232).
Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
Geier, Manfred (1989): Das Sprachspiel der Philosophen. Von Parmenides bis Wittgenstein. Reinbek bei Hamburg (Rowohlts Enzyklopädie, 500).
Grice, Herbert Paul (1975): Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (Hg.): Syntax and Semantics, Vol. 3: Speech Acts. New York, San Francisco, London, 41–58.
Hattenhauer, Hans (1987): Zur Geschichte der deutschen Rechts- und Gesetzessprache. Hamburg/Göttingen (Berichte aus den Sitzungen der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, 5,2).
Huber, Wolfgang (1984): Kulturpatriotismus und Sprachbewußtsein. Studien zur deutschen Philologie des 17. Jahrhundert. Frankfurt a. M./Bern/New York/Nancy (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, 5).
Kaczmarek, Ludger (1988): Aspekte scholastischer Sprachursprungstheorien. Dionysius der Karthäuser über den Ursprung der Sprache. Mit einem chronobibliographischen Anhang. In: Joachim Gessinger/Wolfert von Rahden (Hg.): Theorien vom Ursprung der Sprache, Bd. 1. Berlin/New York, 65–88.

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt a. M. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 891) [zuerst: Neuwied 1962].

Hermanns, Fritz (1989): Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. In: Josef Klein (Hg.): Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung. Opladen, 69–149.

Hundt, Markus (2000): „Spracharbeit" im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueinz. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica, 57).

Jentzsch, Rudolf (1912): Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung. Leipzig.

Jochmann, Carl Gustav (1828): Über die Sprache. Heidelberg.

Jones, William Jervis (1995): Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750). Berlin/New York (Sprachhelden und Sprachverderber, 38).

Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. Frankfurt a. M./Bern. (Arbeiten zur mittleren deutschen Literatur und Sprache).

Keller, Rudi (1995): Zeichentheorie. Tübingen/Basel (UTB, 1849).

Kilian, Jörg (2000): Entwicklungen in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert außerhalb der Sprachgesellschaften. In: Sylvain Auroux u. a. (Hg.): Geschichte der Sprachwissenschaft. Bd. 1.3. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 18.1), 841–851.

Kilian, Jörg (2002): Scherbengericht. Zu Quellenkunde und Quellenkritik der Sprachgeschichte. In: Dieter Cherubim/Karlheinz Jakob/Angelika Linke (Hg.): Neuere Deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin/New York, 139–165.

Knape, Joachim (2009): Rhetorik und Stilistik des Mittelalters. In: Ulla Fix (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Bd. 2.2. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 31.2), 55–73.

Knoop, Ulrich (1987): Beschreibungsprinzipien der neuen Sprachgeschichte. Eine kritische Sichtung der sprachwissenschaftlichen, soziologischen, sozialhistorischen und geschichtswissenschaftlichen Begrifflichkeit. In: Ders. (Hg.): Studien zur Dialektologie I. Hildesheim/Zürich/New York, 11–41 (Germanistische Linguistik, 91–92).

Kraus, Manfred (1996): Platon. In: Tilman Borsche (Hg.): Klassiker der Sprachphilosophie. Von Platon bis Noam Chomsky. München, 19–26.

Münkler, Herfried (1994): Politische Mythen und nationale Identität. Vorüberlegungen zu einer Theorie politischer Mythen. In: Wolfgang Frindte/Harald Pätzold (Hg.): Mythen der Deutschen. Deutsche Befindlichkeiten zwischen Geschichten und Geschichte. Opladen, 21–27.

Oberreuter, Heinrich u. a. (Hg.) (2012): Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs. München.

Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York.

Pörksen, Uwe/Jürgen Schiewe (1983): Kommentar zu Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hg. v. Uwe Pörksen. Stuttgart, 79–131.

Reichmann, Oskar (1992): Deutlichkeit in der Sprachtheorie des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Harald Burger/Alois M. Haas/Peter von Matt (Hg.): Verborum Amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Berlin/New York, 448–489.

Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Werner Besch u. a. (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Auflage. Bd. 1.4. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1), 1–41.

Roelcke, Thorsten (2000): Der Patriotismus der barocken Sprachgesellschaften. In: Andreas Gardt (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York, 139–168.

Schiewe, Jürgen (1996): Sprachenwechsel – Funktionswandel – Austausch der Denkstile. Die Universität Freiburg zwischen Latein und Deutsch. Berlin (Germanistische Linguistik, 167).

Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.

Schiewe, Jürgen (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Normsetzung, Normreflexion und Normverzicht. In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik, 245), 401–416.

Schiewe, Jürgen (2004): Öffentlichkeit. Entstehung und Wandel in Deutschland. Paderborn u. a. (UTB 2440).

Stukenbrock, Anja (2005): Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945). Berlin/New York (Studia linguistica Germanica, 74).

Stukenbrock, Anja (2007): Sprachnation/Sprachnationalismus als Gegenstand linguistischer Diskursanalyse. In: Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 25), 213–246.

Takada, Hiroyuki (1985): J. G. Schottelius. Die Analogie und der Sprachgebrauch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, Bd. 13, Heft 2, 129–153.

Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd (2011): Grundriß der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode. 5. Aufl. Stuttgart.

Voeste, Anja (2008): Präskription und Deskription – Adelungs Grammatiken zwischen Tradition und Moderne. In: Heidrun Kämper/Annette Klosa/Oda Vietze (Hg.): Aufklärer, Sprachgelehrter, Didaktiker: Johann Christoph Adelung (1732–1806). Tübingen (Studien zur Deutschen Sprache, 45), 177–191.

Vondung, Klaus (1988): Die Apokalypse in Deutschland. München.

Weinrich, Harald (1985): Wege der Sprachkultur. Stuttgart [zuerst: Die clarté der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen. In: Zeitschrift für romanische Philologie 77 (1961), 528–544.]

Welke, Martin (1981): Gemeinsame Lektüre und frühe Formen von Gruppenbildungen im 17. und 18. Jahrhundert. Zeitungslesen in Deutschland. In: Otto Dann (Hg.): Lesegesellschaft und bürgerliche Emanzipation. München, 29–53.